



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung. •

Nr. 25.

Wiesbaden, den 19. März 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Das andere Heldentum,“ von Leutnant F. Schröngamer. — „Tulpen,“ von D. E. Sutter. — „Liebe,“ Erzählung von Baronin Marika Sternstedt. — „Der Nachweis der Persönlichkeit,“ von J. M. Merich. — „Hof St. Hochelle,“ Erzählung von Heinrich Veid. — „Bilderbogen fürs Haus.“ — „Lustige Gde.“

Zum Geleite.

Wie groß die Macht der Worte ist, wird selten recht bedacht. Ich bin überzeugt, ein Mensch kann dadurch schlecht werden, daß man ihn schlecht nennt. Und wie viele mögen sich nur deswegen auf dem rechten Pfade erhalten, weil die ganze Welt sagt, daß sie ihn wandeln.

Höbel.

Das andere Heldentum.

Von F. Schröngamer.

Die Gegenwart ist voll von Heldentaten. Täglich, stündlich werden Leistungen vollbracht, in ständiger Lebensgefahr, im Angesicht des Todes, die man für unmöglich und unglaublich halten möchte, wenn wir uns alle Gefahrenumstände vor Augen halten. Und doch werden sie vollbracht, und werden immer aufs neue vollbracht werden, in einer ungeheuren Selbstüberwindung, von der sich niemand eine Vorstellung machen kann, der nie in ähnlicher Lage war. Man darf nicht glauben, daß dem Kriegshelden, der solche Leistungen vollbringt, das Herz nicht manchmal stille steht bei Ausführung des Wagnisses, daß ihm die Nerven nicht manchmal zu versagen drohen, daß er in Augenblicken höchster Gefahr sich nicht erst sagt: „Jetzt kann ich nimmer.“ Und doch kann er wieder, geht es wieder vorwärts, unbekümmert um Schrecknisse und Gefahr.

Das sind Augenblicke des höchsten Kriegsheldentums, darin liegt schon angedeutet, was das wahre Wesen des Heldentums sei: die Überwindung des eigenen Ich, die Herrschaft des Willens und Geistes über die versagenden Sinne, der Sieg des Uebermenschlichen über das Menschliche.

Kaltblütigkeit, die in kühnem Handstreich den gewollten Erfolg erringt, ist der seltenere Fall des Heldentums; sie hat, wenn der angestrebte Erfolg wirklich eintritt, das Glück, den Zufall zum Bundesgenossen. „fortes fortuna adjuvat“ — „Dem Kühnen hilft das Glück“, sagt der Lateiner. In der Mehrzahl der Fälle wird der Erfolg nicht mit einem Red ausgeführten Schlage errungen, er ist vielmehr das Ergebnis einer Summe von Einzelüberwindungen und muß gelernt und geübt sein, wie alles Hohe. So entsteht dann die Helden schaffende Geistesgegenwart, die nicht ein glücklicher, von der Natur gegebener Besitz ist, sondern eine im steten Überwinden der sinnlichen Furcht und Feigheit gewonnene Errungenschaft. Die Gegenwart des Geistes, die ständige Bestimmung auf

die Aufgabe, der unerschütterliche, durch nichts zu beeinflussende Wille zur Tat ist Heldentum: der Sieg des Geistes über die Sinne, der Triumph der höchsten sittlichen Menschheitskräfte über die Regungen der rein sinnlich animalischen Mächte, des Selbsterhaltungstriebes. Ein angeborenes Heldentum gibt es nicht. Gegeben sind nur die Fähigkeiten, die sinnlichen wie die über sinnlichen. Heldentum ist Geistesbesitz, die Meisterung der sinnlichen Kräfte durch den hohen und freien Willen zum Ziele.

Wer je einen Kriegsmann der von gefährlicher Erkundung zurückkam und Meldung machte, gesehen hat: wie ein überirdisches, ungewohntes Leuchten aus seinen Augen strömt, wie sein Gesicht, noch fahl von überstandenen Gefahren, einen reineren freieren Ausdruck annimmt und eine Schönheit spiegelt, die vorher an dem Manne nicht gesehen wurde, der weiß, was der Sieg des Geistes über die Materie bedeutet, dem ist das Wesen und die Wirkung des wahren Heldentums kein Geheimnis mehr.

Aber gibt es dieses Heldentum bloß im Felde, in der Feindesgefahr? Gibt es nicht auch daheim ein reiches Feld, uns Heldentum zu erwerben? Sind wir nicht auch im Frieden von Feinden rings umlauert, die uns überall nachstellen, Feinden in uns, Feinden außer uns? Sind wir sicher, daß auch bei uns daheim der Geist, der Wille stets obliegt über die Launen der Sinne, oder geben wir uns überhaupt Rechenschaft, was wir beiden schulden?

Diese Fragen sind wohl einer Antwort wert.

Ja, auch wir daheim sind von Feinden umlagert, auch wir daheim haben stündlich und täglich Gelegenheit, unseren Gegner zu erkunden, um ihn dann aufs Haupt zu schlagen und die Verfolgung bis zur Vernichtung zu steigern. Dann haben auch wir Heldentum, jenes andere, leiblich ungefähliche Heldentum, das uns um so leichter fallen muß, je höher der Gewinn für den wahren, reinen, freien Menschen in uns ist.

Unser Hauptfeind sind wir selbst durch unsere Selbstsucht. Sie ist etwas so Natürliches — eine andere Form des Selbsterhaltungstriebes — daß wir uns gar nicht wundern, wenn jeder zunächst, wie da Sprichwort sagt, sich selbst und seine Angelegenheiten zu fördern sucht. „Jeder ist sich selbst der nächste.“ Ja! Aber das Wort, wie wir es heute verstehen, begreift etwas anderes in sich, das im Gegensatz zu unserm Begriffe von Heldentum steht. Die Selbstsucht zielt nur auf Sinnliches, und unsere Naturanlage kommt ihr dabei zu Hilfe mit den feilen Bundesgenossen der Genußsucht, der Trägheit, der Bequemlichkeit, der Eitelkeit, der Verfeinerung und der Unsitlichkeit, einer Truppe von Delilas, die den stärksten Samson niederzwingen.

Das ist das Verkehrte unserer Selbstsucht, daß sie nur jene Lebenswerte sucht, die das höhere, geistige Streben ertöten. Die Sehnsucht der augenblicklichen Sinnbefriedigung läßt uns jedes höhere Endziel vergessen, ja sie kümmerst sich nicht einmal mehr um die natürliche Ordnung der Dinge. „An ihren Früchten werde ihr sie erkennen.“ Was waren bisher die Früchte dieser Selbstsucht? Eine Truppe von Meuturern und Marodeuren lagert am Wegsaum. Seht sie! Schwindfällige, Trunkenbolde, Irren und Narren, Unzufriedene aller Art, und entehrte Frauenwürde kauert als feile Dirne dabei. Ihr Deutsche, besinnt euch! Gedenkt, daß wir ein Volk von Helden werden wollen, wie sie Walter von der Vogelweide meint, wenn er sagt: „Deutsche Sucht geht allen vor!“ Die Selbstsucht muß verwandelt werden in Selbstzucht, Ordnung soll sein nach Maßgabe des wahren Wertes der Menschendinge: Heldentum müssen wir haben, der Geist muß über der Materie stehen, das Gotteswort: „Nur eins ist notwendig“ soll unser Tun und Lassen umgrenzen, soll all unsern Handlungen Richtung und Endziel weisen. Dieses eine Notwendige ist die Ueberordnung der sittlichen Kräfte des Menschen über sein sinnliches Begehren.

Die Erkenntnis des Notwendigen und der feste, durch keine Menschenfurcht — die Feigheit vor dem Feinde! — beirrte Wille zur Tat macht uns auch daheim zu Helden des „deutschen Wesens, an dem einst die Welt gesunden soll.“ Wir haben alle einen unverrückbaren Maßstab in uns, um beurteilen zu können, was recht und unrecht, was notwendig und überflüssig, was nützlich und schädlich ist: das Gewissen. Wer allezeit nach seinem Gewissen handelt und das befolgt, ohne falsche Rücksicht auf sich oder andere, was ihm die innere Stimme, die Forderung der Vernunft und des Glaubens gebietet, der hat das andere Heldentum, das nicht im Granatfeuer geboren ist.

Die Stimme der Vernunft und des Gewissens, der vom Licht des Glaubens erleuchtete Verstand, der alle Gründe für und wider eine Willensbetätigung abwägt, müssen wieder die ständigen Lenker unseres Tuns und Lassens werden, wenn wir es ehrlich meinen mit uns selbst und mit unsern Volksgenossen. Praktisch angewendet heißt da mit den Worten Wilhelm Wiesebachs: „Der Verstand muß jede Laune, jede Lust an klingenden Phrasen mit der Wurzel austilgen. Gründe müssen herrschen im Seelenleben und in den Arbeiten des Alltags. Mit einem unerbittlichen „Warum?“ müssen wir jede unbewiesene Behauptung auf philosophischem und religiösem Gebiet parieren. Jede geistreichende Rede, jedes „geistreiche“ Buch muß in unserm Verstand einen unbestechlichen Richter finden, der nach dem unabänderlichen Gesetzbuch Gottes richtet.“ Und weiter:

„Allerdings, dazu gehört ein Wille. Aber ihn haben wir in unserer Selbsterziehung als Stiefkind behandelt. Die Laune schlürfte beim Fest des Lebens aus verbotenen Beckern, bis der Krieg das große „Mene, Tekel, Pharos“ an die Saalwand schrieb. Hat der Verstand, befehlet durch die Bevölkerungs- und Krankheitsstatistik, den Herodes unserer Tage als den gemeinsten Feind der Wehrkraft des deutschen Volkes erkannt, so muß der Wille ihm das Todesurteil sprechen, das nicht durch eingebildete Nahrungsfürsorge, lodenden Sinnesrausch und Weibergunst umgestoßen werden kann. Der Wille zum Mut und die Furcht vor der Feigheit erhebt jetzt jeden Mann zum Helden.

Jeder deutschen Gattin, die zu feige ist, jetzt und später ihren heiligen Beruf zur Mutterschaft zu erfüllen, sollte das Verrätermal auf die Stirn gebrannt werden. Will die deutsche Frau eine Heldin sein, dann zeige sie ihren Willen dazu und erzwingt sich Achtung ihrer Persönlichkeit auch vom Mann.“

Das sind harte, aber gerechte und so bitter notwendige Worte in einer Zeit, die uns all zu Helden machen soll, jeden und jede für sich und zugleich für alle.

Mit der Erkenntnis des Notwendigen wird auch der äußere Schein weichen, der unser Leben bisher so ausschließlich beherrscht hatte, jenes Mehrscheinen wollen, als man wirklich war, jene eitle und törichte Selbstüberhebung auf Kosten der wohlthuenden deutschen Wahrhaftigkeit und Geradheit. Auch jenes leichte, flatternde Wesen, das wir bisher mit Courtoisir, Galanterie — die Worte verraten ihre Herkunft — bezeichneten, das eine Beleidigung deutschen Frauentums ist und war, muß weichen und schwinden und jenem urdeutschen Wesen Platz machen, das Tacitus als Ehrfurcht vor den Frauen bezeichnet, und das wir aus dem Mittelalter als Minnedienst und Ritterlichkeit kennen. Die deutsche Frau, das deutsche Mädchen muß Einspruch erheben gegen die Entwürdigung und Bloßstellung ihres Geschlechtes auf Bühnen und Plakatsäulen, in Schauspielen und Romanbüchern; sie dürfen nicht eher ruhen, bis ihre Ehre und Würde von allen geachtet ist, bis sie — soweit es noch fehlt — sich dieser Ehre wieder würdig gemacht haben. Denn das muß immer wieder gesagt werden: Wenn unsere Helden vom Felde kommen, wollen sie deutsche Frauen und Mädchen finden, Heldinnen der Heimat, würdig einer reinen, deutschen Liebe, die weit mehr ist als Sinnenslust. Denn ohne Opfermut, ohne Entschlossenheit gibt es kein wahres Heldentum. Keine, starke deutsche Männer, geläutert in tausendfältigen Gefahren, mit einem heißen, heiligen Vorsatz des Heldenseins für alle Zeit, keusche Frauen und Mädchen, schön in Scham, stark und treu im Zukunftswollen, werden Väter und Mütter des Heldengeschlechtes sein, auf dessen Schultern das neue, von allem Falschen reingefegte Deutschland ruhen wird. Das ist die tiefste, uns am nächsten gehende Wahrheit dieses Weltkrieges: Wir haben diesen Krieg für uns und für alle Zeit verloren, wenn wir nicht lernen, uns selbst zu besiegen und Opfer zu bringen, während unsere Helden draußen die Feinde niederringen.



Tulpen.

Von Otto Ernst Sutter.

Noch heute sind wir jenem Busbecq dankbar, der als Gesandter Ferdinands I. an den Hof in Konstantinopel geschickt, die köpliche Tulpe, die Tulipa, nach dem Abendlande brachte. Sein Name wird in den Büchern und Ehrentafeln der Blumisten immer und immer wieder genannt werden: der treffliche Diplomat hat die Gärten des westlichen Europas und damit die deutschen Beete um eine wunderbare Gabe bereichert. Und man kann die Freude voll ermessen, mit der Konrad Gesner, der „Linne des sechzehnten Jahrhunderts“, wie ihn Viktor Hehn nennt, das neue Kind begrüßte, das er erstmals im Garten des Senators Herwart zu Augsburg gesehen hatte. Das war ums Jahr 1559. Der große Botaniker war derart vom Anblick der unbekanntem Pflanze entzückt, daß er sie mit seinem eigenen Namen zubenannte: Tulipa gesneriana. Nach Augsburg war die Tulpe von Prag, wo Busbecq sie zurückgelassen, über Wien gekommen, sie wanderte weiter nordwestwärts nach Holland und England. Welches Aufsehen ihr Erscheinen allenthalben erregte, geht daraus hervor, daß ihr Auftreten in Chroniken vielfach mit besonderer Umständlichkeit registriert wird. In die Gärten der Fugger hielt die fremde Schöne 1565 ihren Einzug und ward mit hohen Worten gerühmt.

Die Gärten der floristisch begabten Türken sollen die Heimat der Tulpe, „so in Italien nach dem persischen „Dulbend“ oder Turban genannt“, sein; wie andere berichten, entstammt sie Kappadozien, Clusius nennt, nach Angaben Hehns, als ihr Vaterland Kassa in der Krim. Danach wären die krimischen Tataren die ersten Züchter der Tulipa, deren Zwiebeln sie den Türken zu Markt hielten, gewesen.

Zur höchsten Blüte kam die Pflege der schönen Blume des Südens in Holland, allerdings zeitigte die Beschäftigung mit ihrer Kultur zeitweise recht absonderliche Gebräuche, oder besser gesagt, Auswüchse. In seiner gemeinnützigen Naturgeschichte des In- und Auslandes berichtet der Herzoglich Braunschweig-Lüneburgische Superintendent und Prediger der Landstadt Calvorde Johann Heinrich Hemuth: „Die Blumisten in Holland beschäftigten sich vornehmlich mit dem Anbaue der Tulpenzwiebeln und trieben damit einen sehr starken Handel, der zuletzt ins Lächerliche fiel. Denn sie stellten sogar Wetten darüber an, was eine gewisse Sorte von Tulpen zu einer festgesetzten Zeit gelten würde. Ihr Geschmack daran war in den Jahren 1634 bis 1637 so groß, daß sie für eine einzige Zwiebel 2000 bis 5000 holländische Gulden bezahlten. Durch diese Torheit sahen sich die Staaten von Holland genötigt, den lächerlichen Tulpenhandel durch eine Verordnung vom 27. April 1637 einzuschränken.“ Die Geschichten dieser widerlichen Schacher- und Börsengeschäfte mit den Zwiebeln der reizvollen Tulipane stellen eines der trübsten Kapitel in der Historie des Gartenwesens dar. Nach anderen Autoren sollen für eine einzige neue Art bis zu 15 000 holländische Gulden gegeben worden und Schwindeleien größtenteils Beginnens an der Tagesordnung gewesen sein.

Das Bestreben, immer neue Farbenmischungen und Nuancen der Blüten zu erzeugen, beherrschte schon frühe auch die Tulpenzucht in Deutschland. So wird erzählt, in dem gräßlichen Garten zu Pappenheim sei eine Sammlung von 5000 verschiedenen lebenden Sorten zu sehen gewesen. Im Laufe der Jahre hat sich der Geschmack der Floristen geläutert: nicht mehr die Quantität der Arten spielt die Hauptrolle, vielmehr legt man heute den größeren Wert auf die durchgebildete Schönheit der einzelnen Züchtung. Mit unendlicher Sorgfalt werden die Kreuzungsversuche betrieben, Jahre gehen darüber hin, ehe man mit ihrem Ausfall sich zufrieden gibt und mit der „Neuheit“ auf den Markt rückt. Und die bevorzugten Sorten, die das große Publikum dann zu Gesicht bekommt, werden mit erlesenen Namen bedacht: es ist ein feines Vergnügen, die Kataloge großer Gärtnereien nach dieser Seite hin zu studieren. Die schönen Frauen aller Jahrhunderte werden zu neuem Leben erweckt.

Die niederen Früh tulpen, im Freien gezogen, öffnen gewöhnlich schon im Anfang April ihre Kelche, sofern das neue Jahr seinen Winter nicht allzu lange ausdehnt. Bunte Farben sind ihnen eigen: ein sattes Gelb leuchtet bei einem tiefen Rot, neben dem das blendende Weiß der Unschuld schimmert. Unter den Spät tulpen gibt es eine Reihe von Spezialitäten, einfarbige und daneben gestreifte. Ferner groteske Perroquet oder Papageit ulpen mit zerschlitzten, großen Blütenblättern. Auch gefüllte Arten fehlen nicht. Während diese vor einem Jahrzehnt sich besonderer Wertschätzung erfreuen konnten, stehen heute die einfachen, einfarbigen, klar leuchtenden, duftspendenden Sorten in hohen Ehren. Die Tulpenbeete und die Tulpenstränge werden auf einen Ton gestimmt. Aus der schimmerigen Tiefe eines Musikzimmers springt es schwefelgelb auf: aus hoher Vase quillt ein Bündel Tulpen mit silbrig-grünen Blättern. Neben den Hyazinthen werden auch die Tulipane vielfach als Winterflor auf dem Fenster Sims gezogen und bereiten in ihrem üppigen, frischen Aufsprühen mannigfache Freuden. An dieser Stelle mag es erlaubt sein, auf ein amüsantes Buch hinzuweisen, das die Stubenkultur der Tulpen ausführlich und anregend behandelt und außerordentlich lustig zu lesen ist. Ich meine: „Die Winterbelustigung mit Hyazinthen und Tulipane“ von Johannes August Grotjan, das 1774 erschienen ist. Jeder Blumist, der neben der Pflege seiner Beete sich auch

für die Historie der Gärtnerei interessiert, wird dieses kleine Werk mit vielem Genuß studieren.

Endlich soll nicht vergessen werden, die Tulipa silvestris zu nennen, eine wilde Tulpe, die auch in Deutschland vorkommt. Ich habe sie als wohlriechende schöne Blume in den Weingärten der kalkreichen Vorberge des Schwarzwaldes nach der oberrheinischen Tiefebene hin, im Breisgau, ab und zu gefunden, in einer Gegend, in der übrigens auch die Gartentulpen unter der Pflege der alemannischen Bäuerinnen prächtig gedeihen und blühen.



Liebe.

Erzählung von Baronin Marika Sternstedt.

Hans Barkhagen war als Kind so schön, daß man sagte, er würde nicht lange am Leben bleiben. Dazu war er so klug und begabt, so gut und sanft, daß er anderen Kindern als Beispiel angeführt wurde. Geschwister hatte er nicht. — Indessen wuchs der kleine Hans heran. In die Schule durfte er nicht gehen, denn seine Mutter, eine vornehme Gräfin, fürchtete, daß er dort häßliche Worte lernen und mit rohen Kindern in Berührung kommen könnte. Doch bestand er mit neunzehn Jahren sein Abiturium und erhielt ein gutes Zeugnis. In demselben Jahre starb seine alte Großmutter und hinterließ ihm ein Gut in Skane und so viel Geld, daß er es nicht nötig hatte, sich einst eine reiche Frau zu suchen. Er studierte Jura und kam dann in das Ministerium des Aeußeren. Alles gelang ihm leicht und spielend.

Hans Barkhagen mietete in der Nähe des Strandwegs eine kleine Parterrewohnung von vier Zimmern. Er begnügte sich mit einem Diener und einer Wirtschafterin. Gern hätte er sich auch Wagen und Pferde gehalten, die Mittel besaß er ja dazu. Doch sein einfacher Sinn ließ ihn von solchem für einen jungen Mann auffallenden Luxus absehen. Er sammelte lieber Antiquitäten und Bibelots, womit er die Leute nicht ärgern konnte. Einem in Verlegenheit geratenen Kameraden wußte er auf die diskreteste Art seine Brieftasche zur Verfügung zu stellen; ein gütig nachsichtiges leises Lächeln umspielte dann seine Lippen und ließ nicht merken, daß Graf Barkhagen auch seine stillen Betrachtungen machen konnte. Den Damen begegnete er stets höflich und zuvorkommend.

Und die Damen träumten von ihm. Aber keine erzählte es. Ueber dem Begriff „Damenmann“ schwebt ein Anflug von Komik, und nichts lag Hans Barkhagens Wesen ferner als das Komische.

An einem späten Abend klingelte es heftig und anhaltend an des jungen Grafen Korridor tür. Der Diener war beurlaubt, Hans legte das Buch, in das er gerade vertieft war, auf den Tisch und öffnete selbst. Ein weibliches Wesen stürzte herein, er vernahm Männerstimmen aus dem dunklen Hausflur.

„Wo bin ich?“ flüsterte das Mädchen erregt.

Barkhagen schloß die Tür und entzündete das elektrische Licht, was er in der Eile vergessen hatte. Vor ihm stand ein junges Mädchen in einem dunkelblauen Kleid, ein Dienstmädchen oder eine Kleinbürgerstochter, mit einem Durchschnittsgesicht, stellte er im stillen fest.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

Sie erklärte in abgebrochenen Sätzen: sie sei verfolgt worden, die Haustür habe offen gestanden, sie sei hereingesprungen und habe auf den erstbesten Klingelknopf gedrückt.

„Bitte, treten Sie näher,“ sagte Barkhagen.

Das Mädchen folgte seiner Aufforderung. Sie fror, ihre Lippen zitterten, doch sie schien nicht mehr verwirrt. Sie bewegte sich sicher, warf einen raschen, orientierenden Blick über den Salon, war nicht erstaunt, lachte nicht vor

Verlegenheit. Aengstlich war sie wohl noch immer, aber sie kämpfte dagegen an, um es nicht zu zeigen.

„Ich werde gleich gehen,“ sagte sie, „lassen Sie mich nur noch ein paar Minuten verweilen.“

„Sehr gern,“ antwortete Barfhagen liebenswürdig, doch ohne Galanterie. Er zweifelte nicht daran, daß sie ein anständiges junges Mädchen war.

„Wo bin ich?“ fragte sie.

Er nannte seinen Namen, und sie blickte lebhaft auf.

„Ah!“ sagte sie.

„Kennen wir uns?“

„Ich hörte als Kind so oft von dem Herrn Grafen sprechen.“

„So, so! Erzählen Sie! Wollen Sie nicht Platz nehmen? Und wer sind Sie, Fräulein, wenn ich fragen darf?“

Da nannte auch sie ihren Namen, einen ihm unbekanntem, recht allgemeinen, gleichgültigen Namen. Ihr Vater war Agent und einst recht reich gewesen, aber nur kurze Zeit, und damals hatte sie ein Kinderfräulein gehabt, die ihr soviel Schönes und Gutes von dem kleinen Hans Barfhagen — ihrem früheren Pflegling — erzählt hatte.

So berichtete sie anmutig, ohne ein Wort der Uebertreibung, und das meiste verschwieg sie. Sie verschwieg die Träume, die sie noch jahrelang beschäftigt hatten, nachdem das Kinderfräulein fortgegangen war, die Besuche bei der alten Dadda, die nun in einem kleinen Siebelzimmer saß und ihr immer wieder von dem kleinen Hans erzählen mußte, und der sie schließlich seine Photographie abgebetzelt hatte, um sie dann unter ihren Schätzen in einem Kästchen zu bergen mit einigen anderen Andenken aus dem zusammengebrochenen Heim, Briefen von ihren verstorbenen Eltern, ein paar gepressten Rosen, einigen Kotillonorden... Und war sie traurig, war das Leben schwer zu ertragen, so eilte sie zu dem kleinen Hans, ihrem Hans, dem Prinzen ihrer Träume. Und ihre großen Sorgen schwanden, wenn sie an ihn dachte, sie schaute dann in eine andere Welt, die holde Welt des Märchens.

Nun saß sie in einem vergoldeten Louis XVI.-Stuhl, und er lächelte nachsichtig, ein wenig interessiert trotz der Banalität des Abenteurers.

„So,“ sagte er, „so!“ Und er erkundigte sich nach ihrer Existenz. Also Lehrerin war sie. An der Volksschule. Hatte sie denn ein eigenes Heim?

„Ich wohne mit einer Kollegin zusammen,“ sagte sie. „Wir haben bei einem Gerichtsdiener ein Zimmer gemietet.“

So? Eine merkwürdige Neugier zwang Hans Barfhagen, weiter zu fragen. Wie mag nur ein Zimmer aussehen, das man bei einem Gerichtsdiener mietet? Er fragte ja nicht so direkt, nein, er reichte ihr inzwischen Konfekt und bat sie, doch den Mantel zu öffnen, es sei hier sehr warm. Wenn sie nachher gehen wolle, werde er sich gestatten, sie zu begleiten. — Sie sah sich nun ein wenig um.

„Wie schön es hier ist,“ sagte sie etwas wehmütig. Vielleicht nicht ganz so schön, aber schön und reich war es auch einst in ihrem Heim gewesen. Er folgte der Richtung ihres Blickes, aber da sie schwieg, fiel es ihm nicht auf, daß sie anders schaute als jeder andere...

Als sie bald darauf ging, begleitete er sie höflich und beschützte sie mit seinem Schirm, denn es hatte angefangen zu regnen. Sie wohnte in einem ziemlich düsteren Hause, er sah sie die armselige Tür öffnen, in dem dämmerigen Treppenschlur verschwinden und konnte nun mit gutem Gewissen nach Hause gehen.

Nach Hause? Nein. Trotz der Geringsfügigkeit des Abenteurers war er ein wenig aus dem Geleise gekommen. Er mußte der alten Dadda gedenken und ihrer längst vergessenen Geschichten, die stets von kleinen Kindern handelten, an deren Häusern man vorüberkam, ohne aber hineingehen zu dürfen, bei denen alles merkwürdig und ungewöhnlich war, ohne daß er doch gewußt hätte wie.

Er ging den Strandweg entlang, und nach kurzem Zaudern schlug er den Weg nach dem Klub ein, um sich ein wenig am Spieltisch zu zerstreuen. Er war kein Spieler,

doch es gehörte sich so, daß Graf Barfhagen sich zuweilen im Klub zeigte.

*

Einige Monate später wurde Graf Hans krank, so krank, daß die Zeitungen darüber berichteten. Während mehrerer Wochen schwebte er, wie man sagt, zwischen Leben und Tod, aber das Leben siegte, er genas und befand sich nun in der Rekonvaleszenz. Er lag in seinem Schlafzimmer und betrachtete matt durch die milchweißen Fensterscheiben die Unveränderlichkeiten des Wintertages. Und eine grenzenlose Unlust erfüllte ihn. Er wußte, daß er leben sollte, aber sein Leben erschien ihm leer wie dieser endlose Tag. Worauf er auch seine Gedanken zu heften suchte, sie versanken immer wieder ins Leere. Er wollte sich in die Vergangenheit versenken. Nein, daß er je so zu leben vermocht hatte! Oede, Oede, nichts anderes, so weit er zurückblickte.

Der Graf klingelte. „Ist heute niemand hier gewesen?“ fragte er den eintretenden Diener.

„Ein Fräulein hat eben einen Strauß Christrosen gebracht. Soll ich sie holen?“

„Ja. Wer schickt sie?“

„Das weiß ich nicht, Herr Graf. Sie kamen nicht aus einem Geschäft, und eine Karte war auch nicht dabei.“ Der Diener stellte die Blumen auf den Nachttisch.

„Wie sah das Fräulein aus?“

„Sehr jung noch, Herr Graf. Ich sah sie nicht so genau. Sie lief gleich wieder fort.“

Ach, dachte der Kranke und warf sich ungeduldig herum, gewiß von meiner Kusine Ida Hägerskytt. — Die Dämmerung senkte sich über das Zimmer. Der kleine weiße Blumenstrauß nahm seltsame Formen an, er wurde zu einem bleichen, milden, unbeweglich-wachsamem Gesicht, einem zarten Mädchenantlitz. Der Kranke schloß die Augen und öffnete sie wieder. Ja, immer, dasselbe kleine Gesicht mit einem sanften, überirdischen Lächeln, keinem anderen, ihm nur sichtbar. — Wie merkwürdig man wird, wenn man krank ist, dachte er. — Völlige Dunkelheit schlich mit ungreifbaren Dunstschleiern herein. Das kleine Gesicht löste sich auf und verschwand. Sie sitzt jedenfalls hier in meiner Nähe, dachte Graf Hans. Und das bereitete ihm Trost.

Der Diener brachte die Lampe: „Wenn das Fräulein wiederkommt,“ sagte der Kranke leise, „will ich es sehen.“

Und Hans Barfhagens lange Stunden waren nun ausgefüllt von der Frage: „Wer ist sie? Wer?“ Er riet auf alle möglichen. Doch vergeblich. — Er wurde frischer. Gäste kamen und gingen. Aber immer noch sah er hinter all diesen Gesichtern das andere, aus der Dämmerung der Fieberstunden, das bleiche Antlitz mit dem überirdischen Lächeln.

Eines Vormittags, als er zum erstenmal aufgestanden war und in einem tiefen Lehnstuhl am Fenster saß, trat der Diener ein und flüsterte diskret:

„Die Dame mit den Christrosen ist wieder hier.“

Und in demselben Moment gewährte der Graf ein junges Mädchen, das der Diener unmittelbar hereinführte, damit sie nicht wieder davoneile, wenn er sie allein im Entree lieh.

Hans erkannte sofort die junge Lehrerin, die vor Monaten so flüchtig in seinem Leben aufgetaucht und wieder verschwunden war. Sie war wie damals dunkel und einfach gekleidet, doch sie schien schüchtern und ängstlich, ihre Lippen waren blutlos, und ihre Hand, die einen großen Veilchenstrauß hielt, zitterte.

Sie war es also, dieses kleine Geschöpf! Hatte Dankbarkeit sie hergetrieben? Hatte sie den Grafen an jenem schrecklichen Abend so ungewöhnlich gentlemanlike gefunden? erwog er rasch. Er beugte sich ein wenig vor und betrachtete sie aufmerksam.

„Entschuldigen Sie, daß ich sitzen bleibe, und nehmen Sie selbst Platz, Fräulein,“ bat er und nahm ihr mit liebenswürdigem Dank die Blumen ab, die sie ihm bald entgegenreichte. „Ich freue mich, nun endlich zu erfahren, wer die Geberin ist,“ sagte er lächelnd. „Ich versichere Ihnen, daß ich tagelang über jene Christrosen phantasiert habe. Immer wieder mußte ich denken: Wer? Wer? Ich

bin nicht verwöhnt mit Unerwartetem, und mir war's, als erhielte mein Dasein etwas Romantisches, was ich nie erhofft hatte!" In diesem halb scherzhaften Ton fuhr er fort und versuchte, sie zum Sprechen zu bringen. Er betrachtete ihr Gesicht dieses Mal genauer, und es interessierte ihn; ihre melancholische Verslossenheit reizte ihn zu fragen, zu erfahren. Doch sie antwortete kühl, kurz, abweisend. Ihre Augen glitten, ohne zu sehen, über die eleganten Damenbildnisse auf dem Schreibtisch und durch das Zimmer, blieben aber nirgends haften.

"Wollen Sie nicht Ihren Mantel aufmachen?" fragte er. "Ich lasse eine Tasse Tee kommen, und Sie erzählen mir noch ein wenig von der alten Dadda und ihren Geschichten."

Sie schüttelte den Kopf. "Nein, das war nicht meine Absicht. Ich wollte nur die Veilchen abgeben und hören, wie es Ihnen ginge. Ich wollte nur . . ."

"Aber wenn ich Sie darum bitte?"

"Nein, nein!" Eine Pause entstand. Dann erhob sie sich plötzlich und schlug die Hände vors Gesicht. "Ich gehe lieber gleich," sagte sie leise. "Sie werden mich nicht auslachen, Herr Graf. Vielleicht verstehen Sie mich, obwohl ich mich nicht äußern kann."

"Ja gewiß, liebes Fräulein," sagte Hans, selbst ein wenig verwirrt und ohne zu begreifen.

"In den nächsten Tagen verlasse ich Stockholm," fuhr sie fort, "ich habe eine Stellung auf dem Lande angenommen und ich wollte Ihnen gleichsam Lebewohl sagen. Der Name Hans Barkhagen hat mich während meines ganzen Lebens begleitet und mir so viel bedeutet, weil es mir im übrigen so wenig brachte. Es war ein Schatz, von dem niemand etwas wußte. Ich fürchtete für mich selbst um dieses schönen Satzes willen. . . Aber es zerrinnt in nichts, wenn man davon spricht. Verzeihen Sie mir, ich wollte am allerwenigsten aufdringlich sein." Und schon stand sie an der Thür, verbeugte sich und eilte davon, ohne seine Handbewegung zu beachten, die sie zurückhalten wollte.

Graf Barkhagen saß lange und grübelte. Wie phantastisch das ist, dachte er. Er besaß ihre Adresse, aber was sollte er damit? Sie war fort und kam nicht wieder. Eine Handvoll Rosen, der höflichste Brief vermochten daran nichts zu ändern, das fühlte er. Hinter ihren Worten und ihrer Flucht verbarg sich etwas für ihn Unerreichbares.

Zum erstenmal sah er stumm und mit leeren Händen. Er befahl dem Diener, jeden Besuch abzuweisen. Vor ihm lag ein weißer Briefbogen, für den er jedoch nicht die rechten Worte zu formen wußte. Graf Hans verstand zu leben, aber hier mußte er Halt machen, staunen, lauschen, eine Qual empfinden, für die er keinen Namen kannte. Der Flügelschlag eines fremden Vogels hatte zum erstenmal seine Wangen gestreift.

Nun, Graf Barkhagen wurde wieder gesund, reiste ins Ausland, nahm dann seinen gewohnten Lebensgang auf, wo er ihn vor Wochen abgebrochen hatte. Aber er ist sich nicht mehr völlig gleich, fühlt sich nicht mehr ganz zu Hause in dem Altgewohnten. Er hat Stunden der Melancholie, einer unerklärlichen leisen Unruhe. Er verbirgt heimliche Erinnerungen, die wieder aufzuleben begehren.

Das romantische, unverbesserliche Herz war erwacht, auch bei ihm, und in seinem Dunkel ahnte es etwas, das es früher nie entbehrt hatte.



Der Nachweis der Persönlichkeit.

Von J. M. Merich.

Eine Einrichtung, von der man annahm, daß sie durch die fortschreitende Verkehrsentwicklung bald aufhören werde zu existieren, hat durch den Krieg neues Leben erlangt: das Pässewesen.

In früheren Jahrhunderten, besonders in der so sehr gerühmten guten alten Zeit stand das Pässewesen in voller Blüte und bildete eine ständige Belästigung und eine Reihe von Schereereien und Kosten für jeden, der gezwungen war, eine längere oder kürzere Reise zu unternehmen. Der Weg über die Grenze war in der Regel nicht weit; die deutsche Kleinstaatserei hatte sehr viele Ländchen, die nicht so groß waren wie heute eine mittelmäßige deutsche Provinzstadt. Aber Grenzen besaß dieser Staat und das Recht, von jedem Durchreisenden nicht nur einen Paß als Ausweis über seine Persönlichkeit und über seinen Reisezweck zu fordern, sondern auch entsprechende Pasaebühren einzuziehen.

Man reiste früher nicht viel und den meisten Menschen blieb daher die Paßlage ein unbekanntes Ding; wer aber geschäftlich oder zum Vergnügen oder um eine Kur zu gebrauchen, sich nach außerhalb begeben mußte, der konnte dies nur tun, wenn er sich alle paar Meilen lang mit einem Passe oder doch wenigstens einem Ausweis des betreffenden Landes verforate, das er zu durchfahren hatte.

Das Ende des Pässewesens schien mit dem Augenblicke gekommen, in dem die sauchende Lokomotive durch die Länder und über die Grenzen jagte und die Leute keine Zeit mehr hatten, sich umständlichen Paßdurchsichten hinzugeben. Es machten schon die Volluntersuchungen genug Schwierigkeiten. Außerdem ergab sich, daß bei dem noch unvollkommenen Druckverfahren eine Fälschung von Pässen mit großer Leichtigkeit vorgenommen werden konnte, also die beabsichtigte Kontrolle über Personen, die das Land durchqueren, vereitelt wurde.

Die Kleinstaatserei nahm ein Ende. Viele der kleinen Ländchen gingen in größeren Staatengebilden auf, die Zahl der Grenzen und damit die Zahl der nötigen Pässe verringerte sich.

Das Nachsehenlassen des Passes, die Notwendigkeit, das Ausweispapier an fast jedem Aufenthaltsorte der Behörde vorzulegen und es bescheinigen zu lassen, hörte durch die Dresdner Konvention vom 21. Oktober 1850 auf. Es wurde an Stelle des umständlichen Passes eine sogenannte Paßkarte eingeführt, die ein ganzes Jahr Gültigkeit hatte, nicht nachsehen zu werden brauchte und als vollgültiger Ausweis für den Besitzer galt.

Andere Länder waren schon weiter gegangen, hatten überhaupt die Paßfreiheit eingeführt und auch die Schweiz hatte ihre Paßpolizei aufgehoben. Im Deutschen Reiche trat eine Verbesserung und Erleichterung des Pässewesens mit Schaffung des Norddeutschen Bundes ein. Ein Paß wurde für Reisen innerhalb der dem Norddeutschen Bunde angehörigen Länder für unnötig erachtet und diese Erleichterung wurde dann auf das ganze Deutsche Reich ausgedehnt. Die Zeit der Paßfreiheit nahte heran und fast alle Staaten machten sich im Interesse eines ungehinderten Verkehrs diesen Fortschritt zu eigen, mit Ausnahme der orientalischen Staaten und besonders von Rußland. In diesem Lande wurde das Pässewesen nicht nur zu einer ständigen Belästigung aller Einheimischen und Fremden, es war auch eine unaufhörliche Quelle von Erpressungen und Bestechungen, so daß den russischen Pässen trotz der harten Strenge der russischen Pasaesebe kein allzu großes Vertrauen entgegengebracht werden konnte.

Mit der Freisligigkeit hörte der Paß als solcher aber nicht auf. Er blieb für Reisen ins Ausland ein geschätztes Papier zum Ausweis über die Persönlichkeit, besonders auch der Post gegenüber, die Geld- und andere Wertsendungen oft nur gegen Vorzeigung eines Passes an den Adressaten ausfolgte. Jedoch auch in diesem Punkte war der Besitz eines Passes bald nicht mehr erforderlich: man schuf im Deutschen Reiche die bekannte grüne Postausweiskarte, die mit der Photographie des Besitzers und dessen eigenhändiger Unterschrift versehen, als gültiger Ausweis von den Postbehörden der meisten zivilisierten Länder angesehen wurde und auch sonst als Personenausweis genügte. Damit war der Besitz eines Reisepasses für viele Länder beinahe überflüssig geworden; man konnte weite Reisen ohne dieses früher unerklärliche Dokument unternehmen.

Gegen Rußland wurde jedoch auch im Deutschen Reiche eine Ausnahme gemacht: laut Verordnung vom 14. Juni 1879 unterlagen die zureisenden Russen einem Paßwangs, sie mußten dieses Dokument von einer deutschen Behörde in Rußland, entweder der Postkass in St. Petersburg oder einem beglaubigten deutschen Konsul ausstellen lassen. Da übrigens der Austritt aus Rußland von Seiten dieses Staates selbst an den Besitz eines Passes geknüpft ist, so bedurfte es ziemlicher Fürmlichkeiten, um sich das wichtige Dokument zu beschaffen. Auf russischer Seite wurden diese Fürmlichkeiten entweder zu unüberwindlichen Hindernissen oder, nach entsprechender Bezahlung, einer sich allzu erlebenden Formalität.

Neben der fast verschwindenden Paßpflicht besteht auch ein Paßrecht: der Staatsbürger kann verlangen, daß ihm von der Behörde ein Paß ausgestellt werde, der ihm überall den Nach-

weis über die Persönlichkeit ermöglcht. Der Besitz eines ordnungsmäßig ausgestellten Passes erweist sich sehr nützlich in Situationen, in denen es gut ist, sich der Behörde eines fremden Landes gegenüber über seine Person ausweisen zu können.

Durch den Krieg ist nun ein Wiederaufleben des alten Passwanges zustande gekommen. Strenge Bestimmungen wurden erlassen, die es verhindern, daß verdächtige Personen, Spione ins Land kommen. Die Meldepflicht des Einzelnen ist verschärft, sie gilt für Einheimische wie für Fremde und steigert sich zu scharfer Kontrolle gegenüber den Angehörigen feindlicher Staaten.

Die übliche Personenbeschreibung hat durch die Photographie eine wichtige Unterstüßung und Ergänzung erfahren; die neuen Passvorschriften erfordern, daß unter die Personenbeschreibung und zur eigenhändigen Unterschrift auch das Bild des Passinhabers hinzugefügt werde, um Mißbrauch mit diesem wichtigen Dokument zu verhüten. Und wie in alten Zeiten wird sogar innerhalb des eigenen Staates der Besitz eines Passes gefordert, der zwar nicht an allen Grenzen vorgezeigt werden muß, denn das Deutsche Reich ist Gott sei Dank ein einiges Land, das man aber bereit halten muß, um es jederzeit der kontrollierenden Polizeibehörde vorlegen zu können. Mögen die wieder ins Leben gerufenen Passvorschriften auch manchmal lästig empfunden werden, sie sind notwendig geworden durch die Kriegsverhältnisse für die Sicherheit des Reiches.



Hof St. Rochelle.

Kriegserzählung von Heinrich Vels.

Im Kokopark, der durch die lange Zeit verwildert war, ungepflegt, aber in der Anlage noch die Spuren der alten Regelmäßigkeit aufwies, lagen die Toten vom Kampf des vergangenen Tages. Einstmals, im silbrigen Mondschein, mochten die zierlich beschuhten adeligen Damen hier über den Kies gehuscht sein, reizende Schäferinnen mit den Puderperücken, den sprühenden, lebenslustigen Augen, verfolgt von Kavaliern mit reichbesetzten Ordensröden und glitzernden Paradedegen, in neckischem Liebespiel. Im Dämmer versunken ist eine Welt flirtender Sorglosigkeit. An den Ecken der Kreuzwege scheinen die weiblichen Marmorgestalten in anliegenden, faltenlosen Gewändern mit griechisch geknotetem Haar dieser Vergangenheit nachzutauern.

An den Rändern des Teiches, darauf zwei Schwäne ziehen, ist das Schilfgras aufgewuchert. Das alte Lusthaus steht dort, der Schauplatz eines erbitterten Kampfes. Die Fassade zeigt schwere Kugelspuren. In den zuletzt als Gerätekammer benutzten Räumen hatten die Verbündeten sich festgesetzt und waren nach erfolgreicher Beschießung von den Deutschen mit dem Bajonett daraus vertrieben worden. Die Erde, vom Regen aufgewühlt und verweicht, ist schlammig — in den Vertiefungen sind Tümpel sammengelassen, von schmutzigem Wasser und Blut. Halb von Bäumen verdeckt, tritt Diana an dieser Stelle aus dem Gebüsch, die eine Hand erhoben mit dem Pfeil, den Köcher in der anderen, ein Jagdhund springt an ihr empor. Gefallene liegen, ausgestreckt oder gekrümmt, zu Füßen der Göttin mit verzerrten Gesichtern. Ein deutscher Offizier richtet die Augen, die im Tode offen stehen, scheinbar hinauf nach dem Gesicht der Marmorstatue. Ein großer, gefleckter Hund kniet bei seinem Herrn, hält den Kopf aufwärts gerichtet, heult klagend in die Luft. Jedem, der herankommen will, geht er mit gefletschten Zähnen an.

Das Schloßchen, an der anderen Seite des Teiches gelegen, ist ziemlich verschont geblieben vom Kampf. Aber vernachlässigt und verwittert, hats ein trauriges Ansehen. Die Fensterscheiben sind fast alle zerbrochen, Risse laufen die Wände herunter; der Pächtershof daneben stammt aus jüngerer Zeit. Ueber seinem Dach kräuselt sich blauer Rauch. In den Ställen steht das Vieh, soweit es die Franzosen nicht selber aufgebracht und geschlachtet hatten.

Und im Saale des Schlosses ist eine Tafel noch gedeckt, in Unordnung geraten durch einen überstürzten Aufbruch. Teller und Gläser ungeworfen und zerbrochen, der Rotwein auf das Tisch Tuch geflossen; die Bratenschüsseln sind längst kalt geworden. Auf einem Stuhl liegt vereinsamt ein französisches Käppi. Die feindlichen Offiziere hatten sich gerade zur Mahlzeit niedersetzen wollen, wie der Angriff kam.

Unten in der Stadt, deren Kirchturm durch die fast entblätterten Bäume des Parks durchlugt, haben die Sieger Quartier bezogen, denn das alte Bauwerk selbst ist unwirtlich für ein längeres Verweilen. Der kalte Nord fährt heulend und schneidend durch die Fensterlöcher. Manchmal klatschen gejagte Regentropfen bis auf den Tisch, der noch immer so dasteht, als erwarte er neue Gäste, die sich gleich hinsetzen wollen, zur Fortdauer des Gelages.

Ein blutjunger Säbelfähnrich kommandiert den Infanterieposten im Pächterhaus, dem zugleich der Wachdienst im Park obliegt. Weiter vorgeschobene Doppelposten und Feldwachen behalten Fühlung mit der Spitze des zurückgehenden Feindes. Und wie's immer ist, wo größere Truppenmassen einander gegenübersehen, fallen fortwährend einzelne Schüsse zum Morgen-, Mittag- und Abendgruß.

An dem Lusthaus, als sie die Toten begraben wollten, mußten sie erst den treuen Hund erschießen, der keinen heranlassen wollte an seinen Herrn. Er streckte sich unter der Kugel, ließ die Zunge heranspringen — und in ein Einzelgrab legte man sie beide, die zwei guten Kameraden.

Zwischen der Vernichtung und den Spuren des Todes nimmt sich ein Jodel wundervoll aus. Die Tochter des Gutspächters melkt im Stall die Kühe, und bei ihr steht der kleine Fähnrich. Er kann Französisch, und sie unterhalten sich gut miteinander, friedliche Feinde; das schwarz-äugige, schwarzhaarige Mädchen, eine südländische Schönheit, fand Gefallen an dem roten, frischen und lecken Knabengesicht, dem blonden Deutschen, mit den gutmütig treuen Augen. Sie läßt es geschehen, daß er den Arm um sie legt und ihr zärtliche Worte sagt. Als sie aufstehen will, mit ihrer Arbeit fertig, den Melkeimer in der Hand, gibt er ihr rasch einen Kuß auf die Wange. Ein wenig Milch verschüttet sie, wie sie sich lächelnd und errötend losmachen will. Aber ihre dunklen Augen sprühen.

Von draußen kommt der derbe Ruf des Pächters: „Wo steckt das Kind?“ Er kommt herangestapft, die Hände weit in den Taschen seiner sadartigen Bluse, stemmt die Beine auseinander und sieht das Mädchel böse an und den jungen Deutschen.

In der Stube am Feuer saßen ein paar Soldaten und ließen sich die Milch und die frischen Eier schmecken, nach den Entbehrungen der harten Kampfstage. Der eine oder andere benutzte die Ruhe, um einen kurzen Gruß nach Hause zu schreiben. Aus ihren kurzen Pfeifen bliesen sie Dampf Wolken. Gleich war auch der Humor wieder da, der beste Tröster und Kamerad. Auf einer Mandoline, die er irgendwo gefunden hatte, kimperte ein bärtiger Landwehmann falsche Akkorde. Müde waren sie alle, und hätte es nur endlich einmal Ruhe gegeben, diese Nacht, — aber irgendwoher kam doch sicher wieder Alarm: „Alle Mann schuffertig an die Gewehre!“ Und wieder hieß es wach sein und lauern in der nerventötenden Spannung bis zum Morgengrauen. Die Pistole durfte schon gar nicht einmal aus den Händen gelassen werden und das Gewehr außer Reichweite.

Gerade über der großen Stube, wo die Soldaten gemeinsam ausruhten, hatte der Fähnrich seine Schlafkammer, gemeinsam mit dem Unteroffizier, von der Patrouille. Er brannte eine Zigarre an, und sie unterhielten sich über die Gefallenen der jüngsten Tage. Der Unteroffizier kauerte halb liegend, schläfrig im Lehnstuhl, der Fähnrich hatte sich aufs Bett geworfen und streifte die Ufche am Fensterrahmen ab. Vom Hauptmann ihrer Kompagnie sprach der Unteroffizier. Er war auch bei den Toten. Wie hatte er im Kugelregen gestanden, als ob er unverwundbar wäre, in seinem runden Mantel, die lange, hagere Gestalt, zeichnete mit der Säbelspitze Kritzer in den Boden, hielt das Fernglas ans Auge. Seine Befehle stieß er her-

vor, kurz, wie abgehakt. Und eine Granate zischte heran, zog einen feurigen Streifen hinter sich. Klatschend wirbelte die Erde auf, blendete ein heller Lichtblitz . . . wie der Rauch verzog, war der Boden ringsum verwühlt, der Hauptmann lag zerrissen mit ein paar Musketieren aus seiner Nähe . . . Der Fähnrich hörte nur halb zu. Er sah in die Baumspitzen und in den Nachthimmel hinaus. Der Sturm ächzte. Von unten klang noch das Geklimper der Mandoline. Schwermützig sangen ein paar Soldatenstimmen:

„Die Vöglein im Walde, die sangen so wunder —
wunderschön . . .
In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wieder —
Wiedersehn . . .“

Allmählich wirds still, sie mögen eingeschlafen sein, wo sie gerade lagen oder saßen. Auf den Stühlen, an die Wand gelehnt einer, oder Rücken gegen Rücken, einer im Schoße eines Kameraden. Im Park schlagen bestend gebrochene Äste von den Bäumen herunter. Durch das Schlößchen und seine offenen Fenster fährt der Sturm mit Gewimmer. Der kleine Fähnrich sieht zwischen den düsternen Erinnerungen der Kampftage das Bild der schwarz-äugigen Französin, das hübsche Pächterskind, wie eine verkälte Lichtgestalt. Etwas wie Liebe regt sich in seinem knabenhaften Herzen, ein sehnsüchtiges Gefühl, das ihn ganz packt. Er erschrickt darüber. Er will sich losmachen, der Gedanke umschmeichelt ihn als eine wohlthuende Liebefosung. Was hat der alte Soldat doch zuletzt zu ihm gesagt, — jetzt schweigt er und wartet wohl auf eine Antwort . . . Wichtig, von dem Hauptmann, wie die Granate einschlug als er aufrecht stand im Feuer . . .

Er dreht sich um, der Unteroffizier hat den Kopf auf die Schulter sinken lassen, über dem starken, bärtigen Kinn zeigen sich die Zähne zwischen halb geöffneten Lippen. Er schläft. Alles schläft, der kleine Fähnrich kommt sich so vor, als wäre er ganz allein unter Toten.

Und jetzt . . . Schläft er auch? . . . Fängt an zu träumen? Unmögliche Wirklichkeit! Im Traum erlebt man manchmal so seltsames Zeug, und wird wach, wenn einem einfällt, daß es unmöglich ist. Leise klinkt die Tür sich auf . . . an der Schwelle steht das Mädchen. Sie huscht herein zu ihm; genau, wie sie am Abend ausfaß, das bunte Nieder, das dunkle Haar, links haben sich einige Lösschen gelöst und machen, wie sie auf die Stirn herunterrieseln, ihren Anblick noch reizvoller.

Oder ist's doch kein Traum? Ihre Stimme hört er, die singende, leichtzitternde Stimme, ein wenig lispelnd, wie im Stall vorher.

„Guter“, sagt sie, „ich bin so in Angst. . . Komm mit mir . . .“

„Aber Kind, was ist . . . ich darf nicht . . .“

„Komm mit in den Garten. . . Niemand merkt's, alle schlafen . . .“ Und ein wenig rot werdend, ohne die Augen abzuwenden, „ich will dich auch küssen . . .“

Ihm ist der Kopf benommen. Am Schloß und hinterm Park stehen ja die Posten. . . Wenn er in den Garten ginge, ein romantisches Abenteuer wär's! Durch die Parkwege, von den Marmorgöttinnen belauscht, die verschwiegene Zeugen wären von mancher Zärtlichkeit, und manchem Kuß. Als Schatten begleiteten ihn zierliche, anmutig gepuderte Kokodamen. . . Das hübsche Mädchen am Arm. Aber wenn ein Hinterhalt irgendwo im Nachtwesend, führerlos der kleine Posten. Er darf nicht. Und der Sturm erfährt ihn, der reißt sie an sich. „Hier . . . hier . . .“ Er küßt sie und küßt sie wieder. Sie sinkt hin in seiner Umarmung. „Der Vater“, flüsterte sie bloß, „ich habe so Angst. Er meints schlimm mit dir, mit Euch allen, er wird . . .“

Mit den Lippen verschließt er ihren Mund. Setzt sich nieder und nimmt sie aufs Knie. Er spielt mit den Lösschen, die sich losgelöst haben aus der Flut ihres dunklen Haares. Er fühlt ihren Hauch an seinem Ohr, seinen Wangen, saugt den Duft ihrer Haare ein. Den Kopf legt er ihr unters Kinn an ihre Brust, hört ihr Herz schlagen. Mit den schmalen, aber roten und arbeitsharten Händen streichelt sie ihn.

Unten wird heftig eine Tür geschlagen, ein Fenster klirrt . . . und die Glasscherben splittern grell auf den Boden. Die zwölf Schläge vom Kirchturm der Stadt her sind gerade ausgeklungen. Ein Schuß bollert los, rollend durch die Stille. Alarm! Die Treppe hinauf stürzt es. Der kleine Fähnrich hat die Pistole hoch. Das Mädchen klammert an seinem Arm. Mit der Faust, mit dem Fuß gleichzeitig, stößt er die Tür auf. An der obersten Stufe steht der Pächter, die Flinte am Kinn. Zwei Schüsse knattern. . . Und während der Fähnrich rücklings hinschlägt, steht der Bauer. Der Zugwind bläht seine weite Bluse, zauft ihm das Haar. Erstarrt scheint um seinen Mund das böse Lächeln der Hinterlist. Die Holztafelung über ihm hat die Kugel bloß zeripelt, abgefeuert von der Hand des in allen Nerven erzitternden kleinen Fähnrichs. Ueber ihn kauert sich das Mädchen, nimmt seinen Kopf in den Schoß. Sie hatte ihn retten, wegbringen wollen — zufällig war sie Mitwisserin geworden von dem Plan des Ueberfalls, und mochte doch den Vater nicht verraten. . . An der Stirn des Verwundeten, dicht unterm Haar, ist ein kleines Loch. Ein roter Faden, wie ein Brünnelein quellend, läuft die Schläfe herunter, verschorft sich im Haar. Die Pupillen der Augen liegen so hoch, als wollten sie nach rückwärts schauen, dem Mädchen ins Gesicht. . . Ueber dem herabgesunkenen Untertier sieht hell weiß die obere Zahnreihe hervor. Es ist ein schnelles Sterben ohne viel Qual.

Dem Unteroffizier ist das Schießen in den Traum geklungen; er kennt den Unterschied von Schlaf und Wachen nicht in seiner Benommenheit. Auf dem Schlachtfeld war er wieder, sah die Toten mit verkrallten Fingern, die Löcher, die die Granaten aufgerissen hatten, in den Ohren summt ihm der ewige Kanonendonner. . . Aber die zwei Schüsse auf der Treppe, wie ein einziger ineinanderklingend, bringen ihn in die Wirklichkeit. . . Den Revolver löst er vom Gurt. Zuerst sieht er das Mädchen, den Fähnrich tot. . . feuert, nieder sinkt das bunte Nieder und der schmerzverzogene Mund über den Gefallenen, ihre Lippen berühren sich noch in der letzten Not.

Der Pächter, dessen Genossen schon zerstoßen sind, als sie den Anschlag mißglückt fanden, will in die Dunkelheit hineinlaufen, im Park sich verbergen. Halben Wegs vor den Baumgruppen erreicht ihn das Blei. Seine Helfershelfer werden aufgespürt und aus dem Park vor den Gewehrläusen her ins Hauptquartier getrieben.

Während das Schießen verstummt, erklingt die harte Bassstimme des Unteroffiziers: „Der Posten hört auf mein Kommando!“

„Alle Mann schussfertig an die Gewehre!“

Aber kein Angriff erfolgt mehr. Im Schlößchen fängt der Doppelposten wieder an zu singen, um sich den Schlaf zu vertreiben:

„Die Vöglein im Walde, die sangen . . .“

Vom Kirchturm schlägts Stund um Stund. Nur noch ein letztes Nachzittern der Erregung ist es gleichsam, wie die Bäume rauschen im alten Schloßpark von St. Rochelle.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.
Stimmungsbild aus Flandern.

Durch mein Fenster blicke ich hinaus in die flandrische Landschaft. Die dicke, trübe, graue Himmelskugel berührt schon da drüben hinter den dunklen, hohen Buchen die regensatte Erde, gerade da, wo die drei Tannen den kleinen Wald abschließen. Hart am Wald führt der Weg vorbei nach D. . . den ich jetzt beschreiten will, denn dieses Wetter behagt mir. In Mantel und Kanontiefeln packe ich durch den Dreck. Rechts vom Weeg breitet sich eine dunkle Wiese aus mit niedrigem Gestrüpp und verträumten Weiden. Hier und da ein paar hohe Pappeln, die in der Dämmerung fast gespenstisch rauschen. Ein feuchter Nebel braut unter dem Regen und

schlingt sich wie ein grauer, feingewebter Schleier um Pappeln, Erlen und Weiden, die ihre Äste wie geisterhafte, spindel-dürre Finger hervorstrecken. — Totenstille herrscht. — Das einförmige Zischen des Regens unterbricht ein Raue mit heiserem Geschrei, oder ein dumpfes Rollen jenseits des Kanals brummt die Musik, die sich dem ganzen Landschaftsbild so recht anpaßt. Unaufhörlich geht der Regen nieder, wie immer zur Winterszeit in Fländern. Es regnet, wie es an Aller-seelen geregnet hat, wo die unendlich vielen Tropfen mir wie unendlich viele Tränen blühten, die ein barmherziger Wind aus Deutschland mitgeführt hatte, um hier die Gräber der fern von ihren Lieben ruhenden Helden zu nessen. Da ist so ein Zeuge der Blutopfer fürs Vaterland! Fast hätte ich's übersehen, das kleine, schwarze Holzkreuz mit der verwitterten Inschrift. Windschief gedrückt vom Sturm der nahen See steht es auf dem einsamen Grabhügel. — Ich hänge ernten Gedanken nach. — Erst der Regen, der mir vom Mühenbild wie aus einer Dachtraufe ins Gesicht rinnt, erinnert mich an die Heimkehr. Diesmal gehe ich den zerfahrenen Feldwegen, in dem die schwer beladenen Proviantwagen bis an die Achsen einsinken. Lehm, Dreck, Wasser. Rechts und links sieht man vierreihige Köcher mit Wasser gefüllt. Sie haben wohl als Kochlöcher für bivallierende Truppen gedient. Vorbei an einem zerhöhlenen Haus, dessen ausgebrannte Fensterröhren einen anlocken, geht's zum Dorf zurück. Die Mühle am Ein-gang bewegt träge und ächzend ihr großes, sperriges Kreuz. Gestern noch drehte sie sich wie toll im Nordwest, der diesen Regen brachte, und der Müller zog an den Flügeln die Tücher kürzer, um ihrem wilden Gebaren Einhalt zu tun. Vor einigen Tagen hat es gefroren; der Dreck war erstarrt, und die liebe Sonne, die sich im Winter hier viel seltener sehen läßt, als in der schönen Heimat, spiegelte sich tausendfältig in kleinen Eis-kristallen. Doch diese Herrlichkeit war von kurzer Dauer, denn der Winter steht hier im Zeichen des Regens. — Regen — und wieder Regen! Das ist der flandrische Winter.

Josef Verboch.

Was der Wastinger erzählt!

Das „Verzählen“ hat der Wastinger Most kreuzdick. So oft er vom Lazarett aus Ausgang hat und sich in einem Mün-dener Bräuhaus oder sonst wo mit seinem verbundenem Kopf hinsetzt, gleich ist einer da, der ihm ein oder zwei Halbe Bier zahlt und dann meint, daß ihm der Wastinger alles mögliche erzählen soll. Kreuzdick hat er das und beschließt daher dem Nächsten, der ihn wieder austragen kommt, einen solchen Bären aufzubinden, daß derselbe für den ganzen Krieg langt und wenn er noch dreißig Jahr dauert. Wichtig kommt auch schon einer, der den Wastinger gleich fragt: wo er seine Verwundung her habe, ob er schon viele Schlachten mitgemacht, ob er mit seinem Lazarett zufrieden sei usw. Der Wastinger schaut den Wis-senskräftigen zuerst an, als könne er nicht bis drei zählen, nimmt dann einen Schluck aus dem dargebotenen Maßkrug und legt los: „Also, wie i zu mei'm verbundenen Kopf kimm, möchtens wissen?! Des werd'n ma glei hab'n. In Krieg bin i halt mit dabei gewesen. Also, da hab'ns so lang hergeschossen, bis richtig a Unalück a'schehn is und mir einer mit einem Schuß das Nasenspißl und die große Bechen weggeschossen hat. Mit einem Schuß, sag ich Ihna. Auf dees naus hab i mei Nasenspißl und mei großen Bechen wieder zamm'bracht und bin damit in ein Feldlazarett. Da haben s' mich dann overtirt. Und da is dann eine z'widerne G'schicht passiert. In der G'schwin-digkeit haben s' mir nämlich an die Nasen die große Bechen und an den Dnaß das Nasenspißl hing'nächt. Derausg'stellt hat sich des erst nach eilfiche Wochen wie s' mir den Verband zum ersten Male runter haben. No? wissens Herr Nachbar, die G'schicht wär ia net so schlimm. Es hat sich alles soweit ganz guat verbeilt. Nur das eine is bei der ganzen Sach das Unangenehme — so oft ich mich schneuzen will, muach ich an Stiefel ausziehn! Sie, des is sei z'wider, b'funders wenn ma an rechten Katarrh hat!“ Damit beschließt der Wastinger seine „Verzählung“, trinkt noch einmal mit aller Seelenruhe aus dem Maßkrug des ihn starr anschauenden Nachbarn und wartet ob derselbe ihn weiter frage. Derselbe hat sich aber schon genug gehört. Er zahlt und verschwindet eilficht mit dem festen Glauben, daß der Wastinger im Kopfe nicht ganz richtig sei!

Abschied vom Leben.

Am Bahnhofe eines kleinen Städtchens hält der Sanitäts-zug. Die Krankenträger nehmen einen Schwerkranken in Em-pfang, dessen Lebensdauer menschlicher Voraussicht nach nur noch nach Stunden, vielleicht aber nur nach Minuten, bemessen ist. Da bringen sie ihn eben aus dem Wagen; totentleib und

still liegt er auf der Tragbahre; nur die sich manchmal be-wegenden Augenlider verraten, daß noch Leben ist in der arm-seligen Hülle. Ein junges Dasein will hier erlöschten zu einer Zeit, da alles neuen Odem aufnimmt aus der sich verjüngenden Natur, aus dem sonnendurchfluteten Aether. Die Knospen erschließen sich, die Vögelin kollern, die Vögelin zwitschern. Die anderen haben von dem Kranken sachte und traurig Ab-schied genommen; es schmerzt sie, daß er aus ihrer Leidens-gemeinschaft ausscheidet. Der behandelnde Arzt streichelt ihm zum Abschied die bleichen, eingesunkenen Wangen. Man er-beht die Wärbre. Da wird der Kranke unruhig, er schlägt die Augen bittend auf und nieder, bewegt die Lippen. Der Arzt neigt das Ohr zu ihm, eilt flink in den Wagen zurück und lehrt mit einem Sträußchen Frühlingsblumen, Schneeglöckchen sind es, zurück. Ein müdes, dankbares Lächeln sagt mehr als Worte. Diese Blumen waren ihm von mitleidiger Hand in die Kissen gelegt worden. Es war rührend, wie er sie mit den durchsichtigen Händen umfaßte. Das war der Abschied vom Leben.



Luftige Ecke.

„Herr Schlächtermeister, wie wollen Sie das erklären, daß ich in einer von den Wirsten, die ich vergangene Woche hier kaufte, ein Stück Gummi von einem Radreifen fand?“ — „Meine verehrte gnädige Frau, das Auto vertreibt das Pferd überall.“

„Mein Sohn,“ sprach sein Vater, „ich möchte dir sagen, daß das Geheimnis meines Erfolges, wie das eines jeden erfolgreichen Mannes, die Arbeit ist. Ich —“ — „O! Vater,“ antwortete der Sohn, „ich frage nichts danach, anderer Leute Geheimnisse zu hören, und ich besitze zu viel Lebensart, um aus Kenntnissen, die ich auf diese Weise erlangt habe, Vorteil zu ziehen. Sag' kein Wort weiter.“

Ein Amerikaner und ein Schotte wanderten eines Tages am Fuße einer schottischen Bergette. Der Schotte, der gern Eindruck auf seinen Besucher machen wollte, ließ ein berühmtes Echo ertönen, das sich an dieser Stelle hören ließ. Als das Echo nach nahezu vier Minuten deutlich erscholl, wandte sich der Schotte stolz an den Yankee und sprach: „Da, Mann, so etwas haben Sie in Ihrem Lande nicht aufzuweisen.“ — „O, ich weiß nicht,“ versetzte der Amerikaner, „ich denke, wir können das wohl noch übertrumpfen. In meinem Lager im Felsen-gebirge, wenn ich abends zu Bett gehe, lehne ich mich zum Fenster hinaus und rufe laut: „Zeit aufzustehen! Aufwachen!“ Und acht Stunden später kommt das Echo zurück und weckt mich.“

„Anna,“ sprach die Hausfrau, „wie kommt es, daß ich Sie Ihrer Freundin von meinem Kuchen anbieten sah?“ — „Ich kann's nicht sagen, gnä' Frau, denn ich bin sicher, daß ich das Schüsselloch zugehängt hatte.“

Das kleine Stadtmädchen schaute auf dem Lande einem Knecht zu, wie er die Kuh molk. — „Glaubst du, daß du's auch könntest?“ fragte der Knecht. — „Ich glaube, ja,“ antwortete die Kleine. „Das Melken könnte ich wohl besorgen, glaube ich, aber wenn Sie mit Melken aufhören wollen, wie stellen Sie es dann ab?“

„Tut mir leid,“ sagte der amerikanische Schuhmann, „aber ich werde Sie verhaften müssen — Sie sind mit einer Ge-schwindigkeit von fünfzig Meilen die Stunde gefahren.“ — „Sie sind im Irrtum, mein Freund,“ sprach der Chauffeur. „Ich sage, es war nicht der Fall, und hier ist eine Zehn-Dollars-Note, die dasselbe sagt.“ — „Gut,“ sagte der Schuh-mann und steckte das Geld in die Tasche. „Mit elf zu eins gegen mich werde ich dem Staate keine Gerichtskosten machen.“

Ein Quackfalter vries auf einem Dorf seine Heilmittel an. „Ja, meine Herren,“ sprach er, „ich verkaufe diese Pillen seit mehr als fünfundzwanzig Jahren und habe nie ein Wort der Klage darüber gehört. Nun, was beweist das?“ — Da ertönte eine Stimme aus der Menge: „Daß die Toten nichts auschwaben.“

